

Osttiroler Heimatsblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

14. Jahrgang

Samst., 23. August 1946

№. 3

Dorfgeschichte aus „Hausgeschichten“

Vorbemerkung!

Vor wenigen Jahren, in unserer Heimat Schwedenszeit, erging der Befehl, für jedes Gemeinwesen ein Buch zu verfassen, das „Dorfbuch“. Zum Glück für die Heimatkunde ist dem Befehl nicht entsprochen worden! Solche Bücher müssen wachsen ohne Auftrag, ohne Befehl. Sie müssen wachsen aus jener Liebe zum Dorf, die sich nicht befehlen läßt, die auf keinen Auftrag reagiert, die eben schon da sein muß vor Befehl und Auftrag!

Warum sollte man nicht einmal versuchen, aus „Hausgeschichten“ eine „Dorfgeschichte“ zusammenzustellen? Als Probe für den begonnenen Versuch diene die Geschichte des Gasthauses „Zum goldenen Stern“ in Nilsdorf, bekannt unter dem Namen „Schischler“ oder „Häppler“; und zwar wurde deshalb dieses Haus gewählt, weil hier Osttirols langjähriger Landtagsabgeordneter Gottfried Häppler lebte und wirkte und zu einer Zeit starb (28. März 1939), da ihm in keiner Zeitung ein beschreibendes Denkmal für seine an Arbeit und Selbstaufopferung für das Gemeinwohl und an Erfolgen überreiche Tätigkeit gesetzt werden konnte.

Verwendet wurden außer den Matriken die noch vorhandenen wenigen Hausbriefe und besonders die Urbarien der Pflegeherrschaft Lengberg von 1675 und 1766, sowie die Lengberger Gerichtsbücher aus dem Innsbrucker Landesregierungsarchiv.

Schischler

(1675 und 1766 „Planighaus“, jetzt „goldener Stern“ oder Häppler.)

Die Planighische Behausung wird im Urbar von 1675 wie folgt beschrieben: „ist von Grund auf gemauert, hat auf dem unteren Boden eine gewölbte Laube (Kasseler), ein Kachelofen (Stube mit Kachelofen), eine gewölbte Kuchl, mehr eine gewölbte Handschmidts nächst daran einen gewölbten Speisgaben; ein gegrabener Keller und einen gemauerten Gaben oder Krautkeller, dann oberhalb ein Kachelofen mit einer Kammer, mehr einen gemauerten Gaben oder Kammer; item hinterher einen gemauerten drantrockenen Futterkabel mit einem Ross, auch Kuchfall, auch Heulegung und

Troschente, alles unter einer Bedachung, vor der Schmidts ein Schirm oder Beschlagshütten.“

Als erster bekannter Besitzer stellt Hans Soachim v. Rala, Pfleger zu Lengberg, 1569 gegen seine Frau Gemahlin Katharina Luerin einen Schenkungsbrief aus. Diese hinwieder schenkt als Witwe das Haus ihrem Schwager, dem Schmid Hans Klungenstein (1573) und seinem Weibe, ihrer Schwester Helene. Wie nun Adam Zagger in den Besitz des Hauses kam, ist ungewiß, aber er erscheint als Wirt und zugleich als Dorfrichter (Bürgermeister) 1587 und 1595. Pantraz, der als Waser von 3 Töchtern genannt wird, mag wohl sein Sohn gewesen sein. Eine dieser drei, Eva mit Namen, vermählte sich mit Philipp Planig 1611, er beerbte sie und heiratete als Witwer eine Matrelerin, Apatha Blümerin (1644), die einen unehelichen Sohn Josef Egger (Name des Vaters!) in die Ehe mitbrachte. Planig war ein ziemlich robuster Mann, der des Ästern mit der Gerichtsobrigkeit zu tun und des Ästern Formidationsstrafen zu zahlen hatte, doch muß er eine gewichtige Persönlichkeit gewesen sein, sonst hätte er nicht dem Haus seinen Namen geben können, den es nun über 100 Jahre behält. Seine Ehe blieb kinderlos, seiner Frau Sohn Josef Egger folgte ihm als Besitzer; jedoch dieser verkaufte schon nach 2 Jahren, 10. Mai 1666, dem Schmiedmeister Christoph Größler um 140 Gulden das Haus samt 3 Gartln.

Mit diesem Mann hatte die Obrigkeit ständige Anläufe. Es kam soweit, daß er „wegen unerschließlich verübter Ergesse“ des Landes verwiesen wurde. Aus einem Bericht des Pflegers an den salzburgischen Hofrat vom Juni 1679 geht hervor, daß sich Größler damals in Salzburg „in der Vuesarbeit“ (Strafarbeit) befand; er (Pfleger) berichtet, daß das Anwesen überschuldet sei und schlägt deshalb vor, „mit den Bestern einen Abbruch zu machen (= Anleihen mit den Gläubigern) und empfiehlt auch, im Hause anstatt der Schmidts eine Bräuterei zum Bierbrauen zu richten, dies würde der Herrschaft zu sonderbar großen Nutzen gereichen und den hieraufgehenden Baumkosten in wenig Jahren wiederum erlösen, zumal dies Ort gegen Tirol, Kärnten und Welchland eine

offene Landstraße ist, würde das Bier stets reisenden Absatz gewinnen und die Gersten Körne aus den salzburgischen Gerichten Stall und Sachsenburg genommen werden.“ Im gleichen Bericht reißt der Pfleger auch mit, daß ihn die Nachbarschaft zu „Agglödorf“ (Nilsdorf) gebeten habe, er möge das Ansuchen stellen, „Größler mit mehr los zu lassen, sondern ins Schloß Salzburg zu setzen oder auf die Galerien zu schicken, weil er bereits vorher einen falschen Eid im Schloß Lengberg geschworen; denn Agglödorf sei ohnedies ein Conflanzort zwischen Tirol und Kärnten, sie sich also sehr bestrachten, der Größler würde dies Ort nicht müßig gehen und das Dorf oder das hochfürstliche Schloß Lengberg nächstlicher Zeit unverhofft in Brand stecken oder mit einem oder andern durch heimlich Fürwarten einen Mord begehen.“ Dem fügt der Pfleger also seine eigene aber unmaßgebliche Meinung noch hinzu, er könne „mit glauben, daß obiger dachter Christoph Größler ein rechter Christenmensch sei, denn selbes bezeigen all seine Werke, absonderlich weil er sich viel verbotener Segen und Sprüche bedient“ wie die mitgesandten Bücher zeigten. So war er auch der Zauberei verdächtig, (in jener Zeit, da der Hexenglaube seine ärgsten Orgien feierte, ein gefährlicher Verdacht: Trotzdem hatte Größler die Bier- und Branntweinausschankgerechtigkeit (Schank Konzession) schon am 8. Juni 1672 erhalten, hatte dafür jährlich 1 Reichsthaler = 2 Gulden 4 Schilling Willensgelb an die Schloßherrschaft zu bezahlen. Was mit Größler geschah, ist nicht ersichtlich, in der heiligen Gerichtsbüchern verliert sich sein Spur; sein Anwesen wurde 22. November 1684 dem Niklas Kauter (Sohn des Verstorbenen Wirtes) verkauft, der schon seit 1673 Besitzer der Under-Latern (Gasthaus Emberger) war. Aber er haufte sich schlecht; er hinterließ bei seinem Tode ein bedeutendes „Unvermögen“, d. h. die Schulden überstiegen bei weitem das vorhandene Vermögen, obwohl er schon 22. Juli 1699 unter Zwang das Planig-Haus dem Josef Grebischtschler verkauft hatte.

(Griebisch nennt sich ein Weiler nach östlich von Trüben; der Namensgleichklang verführt zur Vermutung, es handle sich um den Stammvater der Griebischtschler, die schon zu Beginn der Wiener Matrike (1604) in mehreren Zweigen in Wien um Umgebung saßen. Von dort, (wahrscheinlich Schloßberg?) kamen sie 1690 nach Nilsdorf und von hier circa 1810 wieder

gerück nach Wien zum „Fischler“, Gasthaus „Traube“).

Die Eltern des neuen Besitzers waren Georg Greibtschitscher, Kaufmann und Stadtkämmerer in Wien und die Bruneder Weberstöchter Christine Puell, deren Sohn Josef hatte sich 1679 mit Christine Klettenhammer verheiratet, die die Tochter des Wiener Sadlermeisters Wenzel Klettenhammer war; von den 13 Kindern dieser Ehe waren die ersten in Wien, spätere in Linz (wo der Vater in den achtziger Jahren Wirt war) und die letzten in Nikolsdorf geboren.

Die Brautwahl war inwischen — wohl auf den Antrag des Pflegers hin — eingetrickelt worden, denn zum Unterschied von den beiden anderen Wirten, die Weinschenk und Gastgeb genannt wurden, heißt Greibtschitscher immer Dierschenk und Bierbrauer (in den Wirtshausprocurator); das Notbuch meldet 1712, daß er im Besitze der „Bierverleutungsgeretschame“ sei, den „Bierzeuger“ auszuhängen habe, wenn Bier vorhanden sei, ihn aber wieder eingetrickelt müsse, wenn es ausgegangen sei. Einer seiner Söhne, Georg, hat sich in Graz verheiratet und dort als Messger anständig gemacht. Im Dezember 1735 wird sein Sohn Josef Besitzer. Noch vor Austritt seiner „Regierung“ hatte er Ursache, die beiden Wirte im Dorf, Willibald Lessacher und Hans Emberger, wegen unbefugener Bierausgabens zu klagen, das Gericht verbot ihnen auch die „Bierverleutungsgeretschame“; die beiden Beklagten verantworteten sich damit, daß sie bei diesen gelbesen Zeiten bevorab die mittellosen Fuhrleute und durchreisenden Handwerksburschen und Soldaten von ihren Häusern mit hinausgeschaffen hätten, Einheimischen hätten sie Bier auch nie ausgeschenkt. Sie machen sich erdtüchtig, das Bier, wenn er ein anständiges braut, selbst vom Kläger „unterm Reizen“ (jass-wesse) zu kaufen. Kläger aber lehnt jeden Vergleich ab, darum bleibt das Verbot auch anrecht.

20 Jahre später haben die beiden andern Wirte (als Lessachers Nachfolger Hans Unterkircher und Hans Emberger) Gelegenheit, dies Verhalten Greibtschitscher zu vergelten. Dieser hatte nämlich zufolge Hofratsbefehl vom 8. Februar 1755 auf „seine Planische oder Schenkeische Behausung“ die Weinschenk-Konzeption erhalten; sofort protestieren die beiden erstgenannten und behaupten, es müsse ein Irrtum von Seiten des Hofrats vorliegen, denn es sei doch mahniglich bekannt, daß seit einem ganzen Saeculum (Sahrhundert) in Sgallsdorf nie mehr als 2 Wirte, Weinschenk oder Lasterngerechsamte gewesen seien; es kommt zu einem Vergleich: Greibtschitscher verzichtet auf das Weinschankrecht, behält aber das Recht, gehende, rettende und fahrende Personen und deren Fuhrwerk zu pernochieren (über Nacht zu behalten), mit Weis und Brand (ohne Weis) zu bewirten und neben seinem eigenen Kofstall einen Gaststall zu erbauen.

Josef war seit 1721 verheiratet mit Maria, der Tochter des Linzer Malers Josef Egger; sie gebat ihm 9 Kinder, (ihre Vater war der Schöpfer der Fresken auf der Fassade des hl. Petrus in der hl. Bluter Kirche 1701). Er starb am Sonntag 1763. Die Übernahme des Erbes durch den ältesten Sohn Johann erfolgte erst am 19. Oktober 1765 (H. Urbar, 1766; dort wer-

den auch sämtliche auf dem Hause ruhende Gerechsamte angeführt:

Weinschenk und Lasterngerechsamte (wurde am 8. Februar 1755, bestätigt 5. September 1766) angeschlagen auf 100 Gulden.

Bier- und Brauereischank und Braubaden, angeschlagen auf 150 Gulden. Ehen-rod-fuhrgeretschame, wird nicht mehr exerciert, daher ohne Anschlag.)

Der neue Besitzer hatte noch zu des Vaters Lebzitten (8. Februar 1763) geheiratet und zwar die damalige Kellnerin bei der „Rose“ in Wien, die Tochter eines Linzer Schuhmachermeisters, Anna Pragger (weitzlerischerseits war sie die Enkelin eines St. Sotobers Knappen); 10 Kinder stammen von ihr. Er hatte schon vor seines Vaters Tod (gestorben 1763), da der Vater schon „pau-sällig“ war (gebrechlich), die Wirtschast geführt. 1776 war ein Unglücksjahr; im Sommer brannte ihm das ganze Anwesen nieder; obwohl er bestimmt nicht arm war, sein Jahr früher hatte er nur an mütterlichem Erbtell 334 Gulden geerbt) war er doch gezwungen, in diesem und im nächsten Sommer unter mehrermaligen Geldaufnahmen „zu Bekleidung der Baufkosten seiner abgebrannten Wirtshausung und Mauerhausbauens“ und zwar von den Ortskirchen und den Wiener Bürgern Markt und Oberhuber im Ganzen 330 Gulden. Er scheint sich aber rasch erholt zu haben, denn als er am 3. September seinem Sohn Johann übergibt, besteht das Anwesen aus einer Wirtshausung, so nimmehr von Grund auf neu aufgemauert worden, mit zwei gewölbten Kellern und einem neu erbauten Futtergehaus versehen ist, samt einem hierbei befindlichen und mit Mauern umfängenen Kuchgarten, so vorhin in 3 Gärten bestanden ist.

Beim Hause sind 3 Gerechtigkeiten (Konzeptionen, siehe oben!) Dazu kommt ein aufgemauertes großer Pferde stall, erst 1772 erbaut, 200 Gulden angeschlagen und 3/4 der Taggerischen Wieg- oder Mauthmühl (das vierte Viertel besitzt Jakob Lerchbamer, vulgo Leng). Die „Lebende Fahrnis“ war mahrlich auch nicht unbeträchtlich: 11 Pferde (900 Gulden), 7 Kühe mit einer Kalbe (200 Gulden), 11 große und kleine Schweine (130 Gulden), 80 Schafe (200 Gulden), 2 Ziegen (7 Gulden). So konnte kaum 4 Wochen später der neue 34jährige Richter mit seiner 20jährigen Frau Anna Kühbacher, Wirtstochter von Innichen, mit dem Gefühl irdischen Geborgenheit vor den Altar treten um sich in Gegenwart des Linzer Bischofs, Franz Kauter und des Innicher Kapitelammanus Michl Mayr als Zeugen vom Innicher Kanonikus Johann B. Bernthaler trauen zu lassen; Nikolsdorf, 27. November 1798. Auch dieser Ehe entstammen 9 Kinder, das schönste Fischlerischer Hausbauch gewesen zu sein: aus 4 Ehen 41 Kinder!

5 Jahre später, 22. Dezember 1804, stirbt der Vater; er hatte die Hochzeit seines jüngsten Sohnes Georg Agibius mit Katharina Kühbacher, der Wirtin der Wiener Fischlerischer, Hotel „Traube“, nicht mehr erlebt.

Der neue Besitzer war als Brauknecht auch in die Fremde gegangen; es ist noch ein Attest vom 23. November 1788 vorhanden, darin bestätigten die „verordneten und geschworenen Führer des Handwerks der Bierbrauer in der kurfürstlichen Pfalz-Bayerischen Stadt Trausethen“, daß er

17 Wochen bei Helt Obermayer in Arbeit geschaubt und sich „wen, fleißig, still, friedsam und ehlich, wie es sich einem jeglichen Handwerksburschen gebührt, verhalten hat“; (die Urkunde ist vom „Handwerks-Kommis-sär“, dem Pfleger und dem Bürgermeister gesiegelt).

Eine wenig bekannte Begebenheit aus der Zeit nach dem Zusammenbruch der tirolischen Freiheitsbewegung 1809 sei hier noch mitgeteilt. Andreas Höfer hatte am 11. Dezember 1809 sein Verpacht auf der Brantacher Alm bezogen. Um der Unklarheit ein Ende zu bereiten, schickte er seinen Brautvater Johann Wild, Hausknecht beim „Mondschein“ in Bogen, direkt nach Wien; am 28. Dezember kam Wild dort an und entließte sich seines Auftrages noch am selben Tag in einer besondern Audienz bei Kaiser Franz. Franz befahl, den Sanbwirt des abgeschlossenen Friebergs zu versichern und ihn zur Einwanderung nach Österreich einzuladen. Auf die Bemertung Wilds, daß eine nur mündliche Weisung auf Zweifel setzen könnte, erhielt er den kaiserlichen Bescheid auch in Schrift. Außerdem hatte ihm Schenacher aus den in London für Tirol erwirkten englischen Subsidiengeldern 11 000 Gulden für Höfer mitgegeben. Am 6. Jänner 1810 begab sich Wild auf den Rückweg. Über Klagenfurt ging er ins Parkertal und lehrte in Nikolsdorf bei dem ihm bestreuten Wirt und Frau Greibtschitscher ein. Es war eine verhängnisvolle Maß, zu welcher sich Wild hier entschloß, verhängnisvoll für ihn, vielleicht auch für Höfer. Dem zwischen seiner Intanz auf tirolischem Boden und der Gefangennahme Diersers lagen noch 2 wertvolle Wochen, während welcher er den Sanbwirt leicht erreichen und mittels des kaiserlichen Bescheides vielleicht zur Flucht hätte bereiten können. Wild war noch nicht 2 Tage in seinem Logis, da erschreckte ihn der Hausknecht mit der Kunde, die Franzosen hätten schon Witterung von seiner Kette und spürten ihm mit Strohbriefen nach. Der Wirt entsank und Wild hielt sich bei Greibtschitscher verborgen.

Sommerhin gingen die zwei Männer zu Kate, wie die Bestellung bei Höfer zu ver-wirklichen wäre. Der Wirt stellte seinen Fuhrknecht zur Verfügung, der nun Wilds Auftrag übernahm. Dem Posten übergab Wild einen Brief an Höfer nebst dem kaiserlichen Schreiben, dazu die nach Bogen adressierten Wechsel, die dort in Bargeld umzutauschen waren. Von diesem Geld sollten beim Bognener Mondscheinwirt 3000 Gulden, das Ubrige bei Wilds Vater Franz in Bill bei Sterzing zur Verfügung des Sanbwirts hinterlegt werden. (Der Brief beginnt mit den Worten: Ich muß dir raten, daß du dem Greibtschitscher alles folgen laß, Höfer wird dich sicher herauslassen. Habe nur kein Bedenken. Von Stürzingen fort wird er dich selber nach Klagenfurt bringen. Er lebt für dich“ usw.) — Der Fuhrknecht stahl sich zwar sicher nach Bogen und präkantierte die Wechsel, aber keines der 5 Handlungsbücher, an welche sie lauten, fand es rasam, die Auszahlung vorzunehmen, da ihnen der Inhaber der Papiere zu wenig legitimität war. Der Wirt mußte unverrichteter Dinge, also ohne Bargeld wieder abziehen. Auf dem Rückweg gab er bei Franz Wild in Bill die Briefe an Höfer ab, und Wild schickte damit seinen Sohn Anton zu Höfer auf die Almstätte.

Sohann Wild erzählte später, sein Bruder Anton sei bis zum Besessenen Hofers vorgegangen, habe die Briefe übergeben und Antwortschreiben an den Kaiser und Erzherzog Johann entgegengenommen. Anton habe den Sanbwirt gerade einen Tag vor dessen Gefangennahme verlassen (27. Jän. 1810). Der Führerkehrte nach Mikoldsdorf zurück mit einem wenig befriedigenden Ergebnis. In diesem Augenblicke befaß sich Wild in großer Aufregung: eben hatte er erfahren, daß den Franzosen sein heimlicher Aufenthalt bei seinem Gastfreund verraten sei. Alle Gedanken galben jetzt seiner eigenen Rettung. Wieder war Grebtschitscher hilfsbereit. Er gab den Befehl, einen für einen feiner Dienstreise aus und erwirkte ihm unter dieser Angabe einen Paß nach Klagenfurt, wozu er ihn selbst begleitete. Dort angelangt gedachten sie wieder des Sanbwirts. Grebtschitscher versprach, persönlich die Einlösung der Wechsel zu betreiben und Hofers, wenn er dem Briefe Wilds folgend nach Sterzing käme, etwa in einem Jagdverdergen über die Grenze zu retten. So schieden sie, Wild enteilte nach Wien. — Im Laufe des Februar begab sich Grebtschitscher nach Bogen, wo er, bekannt mit den dortigen Handelsleuten, das Bargeld für die ordnenrierten Wechsel in Empfang nahm. In dessen hatte sich aber das tragische Geschehnis Hofers schon erfüllt, er war gefangen und in Mantua erschossen worden. (20. Februar 1810.)

(So bei Jos. Hrn. englische Subsidien für Tirol und die Emigranten von 1809, S. 23, ff. Ähnlich bei Granichsleben/Czerwa, Andreas Hofers alte Garde, S. 412, 413.)

Nach dieser Erinnerung an Tirols herbste Zeit kehren wir wieder zur Hausgeschichte zurück. Von den 9 Kindern Grebtschitschers starben 6 schon im ersten Lebensjahre, eines wurde 7 Jahre alt und nur die beiden 1805 und 1806 geborenen Töchter Maria Theresia und Katharina erreichten ein höheres Alter. Die erste wurde von ihrem Vater nach Trien gebracht, wo sie im Gasthaus „zum Elefant“ Kochen lernen sollte. Zur selben Zeit weilte im selben Gasthaus als Kellner der Wirtshauswirtssohn von Unter, obls Johann Georg Hasler. Es kam, wie es so oft kommt: ihre Herzen fanden sich, die Eltern sagten ja, der Brautvater übergibt dem Schwiegersohn und am 6. Oktober 1829 konnte in Mikoldsdorf die feierliche Hochzeit stattfinden. 8 Kinder hatten sie; 3 starben schon im frühesten Alter, 3 Schwestern verheirateten sich, 1 Bruder, Jakob, starb als unverheirateter Kaufmann in Wtallern (1892) und Johann wurde Erbe. Die zweite Ehe Haslers mit Karoline Dachhofer aus Toblach blieb kinderlos. 1849 starb auch der letzte aus dem Geschlechte der Grebtschitscher, Johann.

Johann Georg Hasler, der Erbe, (geb. 1832, gest. 1901), vermählte sich 1881 mit Rosina Marx aus Praxelt bei Sterzing, die den Heinen 1874 geborenen Gottfried mit nach Mikoldsdorf brachte. Weil den beiden Wirtshausleuten der Kindersegen verlaßt blieb, wurde Gottfried, der sich im Lernen und bei der Arbeit recht gut machte, (wenn er auch seinen eigenen Erzählungen nach kein kleiner Strich war!) als Wirtshaussohn angenommen; als Bub hatte er die Schulen in Sillian und Sarnitzen besucht und später die landwirtschaftliche Schule in Rotholz, das war alles, was er an for-

meller Bildung empfangen hatte, aber offene Augen hatte er und einen ungemein praktischen Hausverstand. Und so war es kein Wunder, daß er nach dem Tode des Vorbittagsabgeordneten Franz Rainer als dessen Nachfolger in den Landtag berufen wurde (1912). Bis zur Auflösung des Tiroler Landtages i. J. 1933 gehörte er diesem an. Das Betragen, das die Ländlicher Bauern ihm stets entgegenbrachten, hat ihn immer wieder an diese verantwortungsvolle Stelle berufen. Von 1908 ab befehlete er auch bis zu seiner Abgang am 1. Februar 1939 die Stelle des Bürgermeisters seiner Heimatgemeinde. Was er in dieser Eigenschaft in einträchtiger Zusammenarbeit mit seinen einsichtigen Mitarbeiter, allen voran mit Kaspar Strauß, geleistet hat, kann seine Heimat nicht vergessen, denn überall, bei allen Einrichtungen die sich heute so segensvoll auswirken und als Wohltat empfunden werden, sitzt man auf ihn als Initiator oder Gründer.

Neben Pfliegerkommissär Gehinger, Franz Rainer Vater und Sohn zählt Gottfried Hasler zweifellos zu den größten Wohltätern der Gemeinde!

Hasler war durch den „Umbruch“ und durch den „neuen Geist“ im wahren Sinn des Wortes bis ins Mark getroffen: er verlor die Lebensfreude und damit jede Widerstandskraft, so fiel er im wenigen Da-

gen einer Krankheit zum Opfer, (28. Okt. 1939), die er so, wie er vor 1938 noch wohl leicht überwunden hätte. Gott muß warum er seinen treuen Arbeiter so zeit abberief! Sein Sterbbild Charakterisiert sein Leben: „Die Hälfte seines Lebens widmete er beinahe ausschließlich der selbstlosen und hilfsbereiten Arbeit für das Volk“. Darunter konnte man ihm aufs Bild schreiben:

Er wirkte vom eigenen Adernain Weitsand ins Bawerland, Einem ringenden Volke voran und voran So hat seine Zeit ihn gekannt. Den Uter, den hohen Himmel darob: „Du“ beide in Ehren halten! So hat er's gemeint, so ziem's im Bau Fein und morgen den Jungen und Alten

Am Reibreittag 1902 hatte Hasler Maria, die Tochter des verstorbenen Chrysanthener Wirtes Michl Köstbacher, geheiratet.

Frau Maria Witwe Hasler, die treue Lebensgefährtin des Verstorbenen, die als Wirtshäuserin (an Stelle ihres meist abwesenden Gemahls), die allzeit emsige lebenswürdige Tischler-Wirtin i. R. ist noch die einzige Reliquie aus der Zeit der alten Haslerischen Herrlichkeit! Ihre Ehe mit Gottfried Hasler blieb kinderlos, so gibt der ganze Besitz an den Adoptivsohn Hans über. Ihn und seiner Frau Eva H. (Eva heiratete 1911) obliegt es, die Tradition der Vorfahren hochzuhalten!

Zwei bedeutende Grabmäler in Stenzer Pfarrkirche

Das Dunkel der Orgelempore verbirgt heute vielen Besuchern der Stenzer Pfarrkirche zwei hervorragende Kunstwerke, die unter die besten des Landes, ja des ganzen süddeutschen Kunstgebietes überhaupt gerechnet werden können: Die beiden Grabplatten des Grafen Leonhard von Ötz († 1500) und des Freiherrn Michael von Wollenstein († 1529) mit seiner Frau.

Noch im Jahre 1746 befanden sich in der Pfarrkirche drei Hochgräber, die der „k. k. k. Hofbibliothekar“ Antonius Roschmann bei einer Reise, die ihn auch durch Tirol führte, beschreibt. In den Seitenschiffen stand auf der Evangelienseite das Grabmal des Grafen von Ötz, auf der Epistelfeite das zweier Stenzer Burggrafen Augustin und Haug mit ihren Ehefrauen. (Seine Deckplatte ist nun neben dem Kreuzaltar an der Mauer befestigt. Sie trägt die Wappen der Verstorbenen und eine ringschrittweise Aufschrift.) In Mitten der Kirche aber erhob sich das Grab der Wollensteinen. Alle Gräber waren ungefähr 3 Schuh hoch, also etwas höher als die Deckplatten breit sind. Wie der Unterbau aussah, können wir nur mehr ahnen: Die Sockel der romanischen Säulen vor dem Kirchenportal sollen vom Ötzzer Grabmal stammen. Der Wollensteinische stellte, nach Roschmanns Beschreibung, in Marmor gehauene, wohl in Falten herabhängende Leinwand vor. Im Zuge der Restaurierung der Kirche, die durch den Brand von 1737 notwendig geworden war, und die dem Chor das heutige barocke Aussehen gab, wurden die Grabmäler abgebrochen und nur die beiden figurativen Deckplatten an den Seitenwänden unter der Orgelempore aufgestellt, wo sie jetzt, meist in diesem

Dunkel, kaum beachtet und in ihrer Schönheit nur selten gewürdigt werden können. Die Kirche gewann freilich dadurch ein Raum für die Masse der Gläubigen und das dürfte auch der Grund für die Entfernung der damals schon voll gewürdigte Kunstwerke gewesen sein.

In der Zeit, als die geistige Untertänigkeit die Europa von dem mehr auf das Jenseit gerichteten Mittelalter zum Erforschen und Erleben der Welt und des menschlichen Wesens im besonderen, eden zur „Neuzeit“ führte, auch in unseren Landen spürbar wurde, herrschte in Tirol Graf Leonhard II. von Ötz, Tirol mit seiner Gemahlin Paula von Gonzaga. Die Stadt war damals die Residenz eines Reichsfürstentums, das Oberkärnten (den sogenannte „Arrgant“), das Pustertal, aber auch große Gebiete in Friaul, Krain und Steier einschloß. Graf Leonhard II., der Letzte der Familie der Grafen von Ötz und Tirol hat Tirol zu festen ständigen Aufenthalt gewählt, während die früheren Landesherren der slavischen Hauptstadt ihres Gebietes, Ötz, vielfach den Fortzug gaben. Daher hatte Leonhard Tirol mit einer Reihe von bedeutsamen wirtschaftlichen Rechte ausgestattet und der Stadt zu besonderer Wohlstand und Ansehen verholfen, wie sein Schloß und besonders ausgeprägt die Ausmalung der Kapelle (damit zur Großteil aus seiner Zeit), was alles uns begreiflicher erscheinen läßt, daß er in die Zeit seiner Residenz und Lieblingsstadt auch begraben werden wollte.

Vielleicht hat die Frau Leonhards als Mitglied des kaiserlichen Hofes Gonzaga mit dazu beigetragen, daß der Für-

besonders viel Verständnis und auch Mittel für künstlerische Aufträge aufwachte. Zur Durchführung seiner Pläne hat Graf Leonhard aber durchwegs bodenständige Künstler verwendet und seine Aufträge unerschrocken sich in keiner Weise von den landesüblichen. Die noch immer lebendige tiefe Gläubigkeit des gotischen Mittelalters wird nicht aufgehoben, sondern durchsetzt von dem Gedanken an den Raum bei der Nachwelt, der neben den rein jenseitgerichtetem: Zwecken der Kunstübung, der Ehre Gottes und der Nahrung des Gnadenschafes immer stärker mitschwingt. Diese Verquickung von Stolz und Demut, Diesseits- und Jenseitsgedanken, finden wir in den Büchern Kaiser Maximilian ebenso, wie in den Gemälden der Kapelle im Schlosse Bruck, wo der Görzer Graf und seine Gemahlin immer wieder als Stifter und als Schutzlebende vor der Gottesmutter abgebildet sind, gleichzeitig die wiederholten Bitten an die Himmlischen und ihren Kunstsinne für die Nachwelt bezeugend.

Solche Anschauungen und Absichten müssen notwendig zu einem besonderen Interesse an dem Denkmal führen, das am unmittelbarsten die Erinnerung an den Toten nachhört, dem Grabmal. Ein würdevolles Grab zu haben, das auch der Nachwelt die Gestalt und Bedeutung des Toten vor Augen stellt, war Eigenschaft jedes Bemühenden. Das Bedeutsamste Unternehmen dieser Art ist das Grabmal Kaiser Maximilian in der Innsbrucker Hofkirche. Aber schon sein Vater setzte sich in dem herrlichen Marmorgrab, das der Niederländer Nicolaus Gerhart schuf, im Wiener Stefansdom sein Denkmal. Beide Grabmäler wurden von den zu Begrabenden schon zu ihren Lebzeiten in Auftrag gegeben und unter ihrer ständigen Aufsicht zumaltheft begonnen. Ebenso wissen wir von dem Grabmal des Wolfensteiners in der Lienzer Pfarrkirche, daß Kaiser Mat., ein besonderer Freund und Ehrenter des Freiherrn, als er im Jahre 1511 für einige Tage in Wien weilte, selbst mit dem Meißel daran mitgearbeitet hat.

Und wie die beiden Kaisergräber zeigen die der Lienzer Herren zwei Stufen der Entwicklung vom Mittelalter zur Neuzeit, von der Gotik zur Renaissance:

Graf Leonhard von Görz steht in strenger Vorderansicht im Plattenharnisch und Kettenhemd vor uns. Die Rechte hält den Szepter mit der sich S-förmig im Winde schaukelnden Fahne; in das Fußende des Szepters verbeißt sich der Löwe, auf dem die Füße des Ritters aufruhen. Denn noch ist durch die abwärts gerichteten Fußspitzen, wie durch das Kopfschloß die liegende Stellung der Figur angedeutet, wenn auch das Aufstützen der linken Hand auf das Wappen ihr widerspricht. Im scharfen Bogen sieht die Aletnase aus dem Gesicht, die Härte und Kühnheit der ersten Züge betonend. Wie ein Schwibbogen überbacht das offene Bistum das vom Helm umschlossene Antlitz. Eifern umklammert die Rechte den Langenschild, vertrauensvoll sich die Linke in dem Raube des Wappens. Ungemein sorgfältig und kostbar sind die Einzelheiten der Gewandung wiedergegeben: Die Formen des Harnisches, die Befestigung des Schwertgriffes, die Muster der Schelde, jedes Riemenstück des Gurtes. Die Figur aber ist unnahbar von allem architektonischen

Beiwerk der Spätgotik wie die Figur eines Altarfehrentes — auch dadurch schon die Gestalt über das menschlich Zufällige zur Gältigkeit des Denkmals erhebend: Ein Balbachin mit Kieblögen, Fialen und Grobden überbacht das Haupt, zu beiden Seiten schwingen vier jürlige Engelgestalten Weibhauchschäfer oder zeigen auf Schriftrollen. Zwischen ihnen sind die Wappen der Herrschaft des Fürsten gegeben. Tief eingebettet liegt die Figur in dem sie umrahmenden Beiwerk, dunkle Schatten wechselfeln mit den hellen Glanzlichtern des polierten Marmors. Die Gewänder der Engel und der Stoff der Fahne kitzeln und rauschen erregt. Auch die Schrift auf dem abgeschragten Rand liegt hoch erhaben über ihrem Untergrund. Sie ist heute durch die Ungunst der Aufstellung nur schwer zu entziffern. Roschmann, zu dessen Zeiten die Buchstaben verguldet waren, las sie wie folgt:

„Hier liegt begraben der Hochgeborne Hierz und Her Her Dienhart Pffalzgrave zu Schawenden, Graue zu Görz und Tirol, Ragi der Gottshäuser Agleuen, Orient und Brichen, der gestorben ist am zwelften Tag des Aprilen im 1500 Jar, dem Gott gnädig sey.“

Der Freiherr von Wolfenstein war kein Reichsfürst mehr. Nicht kraft der Hobeit der Geburt und „von Gottes Gnaden“ hatte er die Herrschaft inne, sondern durch die Macht seines Geldes. Er wurde ihm vom Kaiser verpfändet und war also in erster Linie nicht Aufzag, sondern Geschäft. Ob der Künstler diesen Unterschied bewußt zeigen wollte, ob die innere Selbsthaltung sich hier wie dort gleichlaufend ausdrückt, wer mag das jetzt feststellen? Unspredender, gelbter, natürlicher ist der Wolfensteinische Grabstein, aber auch flacher, äußerlich wie innerlich. Schon das Relief des Grabmales Michaels von Wolfenstein ist weniger hoch, die aufwählenden Kontraste der tiefen Schatten fehlen ihm ebenso wie die strenge Symmetrie und die innere Spannung des Görzer Grabmales. Wie im Gespräch wirgen sich die beiden Gatten zueinander, in wera Ruhe und Behagen sprechen aus ihren Mienen, wenn auch der Blick des Ritters über den Kopf der Gattin hinweg zur Höhe gerichtet ist und somit andeutet, daß der Begrabene seinen Sinn über die Zufälle dieser Welt hinweg auf das Wesentliche richtete. Die Gestalt der Frau aber ist eine der ansprechendsten Schöpfungen der beginnenden Renaissance: Unter dem Bekräusel des Obergewandes, das sich um das Postament gleichmäßig verbreitert und mit der Linie der gebogenen Unterarme in betonter Waagrechten abschließt, wächst der Körper gleich einer Rande schlank und zart auf. Der mädchenhafte Oberkörper mit der sanft abfallenden Schulterlinie atmet noch die Lieblichkeit gotischer Frauenbarstellungen. Glast zu schwer für den schlanken Hals neigt sich das Haupt unter der großen Renaissancehaube gleich einer vollen Blütenbolde. Wänterlichteln lächelt anmutvoll in beschiedenen Behagen aus dem garten und doch molligen Gesichtchen. Beide Gestalten sind durchaus Wirklichkeitsgebunden auf ihre Standflächen gestellt; bei der Frau ist das Postament sichtbar, beim Manne ist es durch die ins Linke Ed komponierte Waagrechthung verdeckt. Auch hier finden wir in der unnahenden Architektur noch gotische

Zierelemente, aber der Rundbogen und die wagerechte Linie herrschen vor. Auch ist dieser Rahmen nicht mehr das Mittel, die Gestalt ins Übermenschliche, Jenseitige zu heben, sondern nur Fällung der freien Fläche und des Überganges. Zugunsten der Gesamtkomposition ist auf die genaue Wiedergabe von Einzelheiten verzichtet. Auch die Buchstaben der Aufschrift sind viel flacher als die am Görzer Grabmal, aber dafür ausgeglichener und schöner im Gesamtchriftbild. Nach Roschmann lautet sie:

„Hier liegen begraben die Wohlgeborne Her Michael Freiherr zu Wolfenstein und sein Gemahel Frau Barbara gebotne Freylin zu Chun, die am Mittich des 29. Tag August . . . und obbestmelter Freyherr am 15. Tag April und in den MDXXIII (1523) Jar gestorben sein, den got gnädig sey.“

Ob beide Grabmäler von dem selben Künstler stammen, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, es ist aber anzunehmen. In gleichwertig sind sie einander als Kunstwerke, als daß wir annehmen könnten, zwei Meister hätten in solch unmittelbarer Nachbarschaft die gleiche Höhe erreicht, besonders, da das Doppelgrab viele Einzelheiten des älteren Grabsteines wiederholt und ihn sichtlich zum freien Vorbild genommen hat. Aber der Künstler muß sich in seiner Art dem Zeitgeist entsprechend, in der zehn Jahren, die zwischen dem Entstehen der beiden Grabsteine liegen, gründlich gewandelt haben. Der Name des Meisters vom Görzer Grabstein ist uns überliefert. Er heißt Christoph Geyger.

Als Entstehungsjahr für den Grabstein des Görzer Grafen wird das Jahr 1506 angegeben. Er wurde nach der Zeichnung des „Malers Simon Mareisl“ (E. Semper erklärte diesen Namen für eine Verballhornung von Matz Reichlich) ausgeführt. Geyger war ein bedeutender Meister, der im Jahre 1517 von der Stadt Innsbruck dem Kaiser Maximilian anempfohlen wurde, als er einen „geschickten Steinmetzen“ verlangte, um seiner 1511 verstorbenen zweiten Gemahlin Blanca Maria einen Grabstein zu errichten. Das Vorhaben wurde aber nicht ausgeführt. Auch sonst ist bisher kein anderes geliehertes Werk dieses Meisters bekannt und doch muß er als einer der Besten seiner Zeit in den Tirolischen Landen angesehen werden.

Dr. C.

Schriften:

Karl Meister und Franz Unterfischer: Pfarrkirche in Wien, Wien, 1940.

Thieme, Beckers Künstlerlexikon. (E. dort nähere Literaturangaben.)

Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. Österreich, Tirol.

Weingartner: Von der Pfarrkirche in Wien. („Östlicher Heimatblätter“ 1924, Jahrg. 1, Nr. 10.)

Oberforcher: Die fürstl. Görzische Residenzstadt Wien. (Roschmann 1746.) („Östlicher Heimatblätter“, 1927, Jahrg. 4, Nr. 1, 3.)

O. Sölg: Geschichte Östlichs im Grundriß. („Östlicher Heimatblätter“ 1924, Jahrg. 1, Nr. 1, ff.)

Straganz: Aus der Görzer Bergangeheit von Wien. („Östlicher Heimatblätter“, 1924, Jahrg. 1, Nr. 10, 13.)